

# h

03 / 2016

# INFO

**HOTTINGEN** WIRTSCHAFTSGYMNASIUM  
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



## Neue Horizonte Erfahrungen aus dem Leben in der Fremde

EDITORIAL  
ÖKO-LOGISCH!  
EIN JAHR IN ...  
OUT OF AFRICA  
SPRACHAUFENTHALT

SEITE 2  
SEITE 12-13  
SEITE 13  
SEITE 14-15  
SEITE 16

Interview / Seite 4-5

**Daniel Zahno:**  
**«Weniger ist mehr»**

Forum / Seite 6-7

**Forum KSH «Nachbarn»:**  
**Hottingen – Das bekannte  
unbekannte Quartier**

Gedankensplitter / Seite 9

**Die entleerte Gemein-  
schaft**

Akzentklasse / Seite 17

**Arbeitswoche in  
Hemishofen**

Kolumne / Seite 20

**Die Klassen-  
zusammenkunft**

### TERMINE

22 / 12 / 2016

**Weihnachtskonzert**

14 / 03 / 2017

**Forum KSH «Nachbarn»:  
Österreich**

19-21 / 05 / 2017

**Theateraufführung**

HOTTINGEN IST DIE  
WIRTSCHAFTSSCHULE  
MIT INNOVATIVEM  
UND PRAXISBEZOGENEM  
BILDUNGSANGEBOT  
IM RAUM ZÜRICH.

# Neue Horizonte

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Haben Sie während Ihrer Schulzeit auch ein Austauschjahr in den USA verbracht? Oder waren Sie nach der Schule für ein paar Monate als Au-Pair in der Westschweiz? Haben Sie in einer fremden Stadt studiert? Waren Sie für einen internationalen Grosskonzern einige Jahr im Ausland? Oder haben Sie während eines Sabbaticals die Welt bereist? Dann kennen Sie bestimmt diese Euphorie des Anfangs, wenn alles neu und aufregend ist, und das Gefühl der Ernüchterung, das sich früher oder später einstellt. Sie haben erfahren, dass sich das Leben irgendwann einpendelt und man Teil der neuen Welt wird, bis man mit einer Mischung aus Wehmut und Vorfreude schliesslich wieder Abschied nehmen muss. Dann wissen Sie auch, dass die Einsichten und Erkenntnisse, die Sie in der Fremde gewonnen haben, sich nicht nur auf Kulinarisches, die Sprache und ein paar Sehenswürdigkeiten beschränken, sondern tiefer gehen. Sie haben viel über sich selbst gelernt, sind reicher und weiser geworden und an den Erfahrungen gewachsen.

Ich verbringe derzeit eine Art Sabbatical in Berlin und arbeite hier als Texterin in einer Agentur für Design und Kommunikation. Die Phasen der Euphorie und der Ernüchterung habe ich bereits hinter mir. Mein Leben hat sich eingependelt. Ein Aufenthalt in Berlin ist für

eine Deutschlehrerin ja per se eine Weiterbildung, denn diese Stadt hat an Kultur so viel zu bieten. Berlin ist wild, lebendig, frei – herrlich! Aber Berlin erdet einen auch und macht bescheiden. Schliesslich ist man bloss einer von fast 3.8 Millionen Menschen, die hier leben. Das führt dazu, dass die Leute wohl-tuend entspannt sind.

In dieser Ausgabe des h infos berichten Schülerinnen und Schüler von ihren Auslandserfahrungen. Denis Müller hat während seines Austauschjahres in Taiwan die militärische Disziplin und Strenge des taiwanesischen Schulsystems erfahren und im Unterricht den Umgang mit Schusswaffen gelernt. Unsere ehemalige Schülerin Franca Keller-Hoehl ist für ihr Medizin-Propädeutikum nach Afrika gereist, wo sie bei einem Mediziner nicht nur Wissen über die heilende Wirkung von Pflanzen gesammelt, sondern auch eine ganz andere Kultur kennen gelernt hat. Elsa Salmonson aus der Immersionsklasse hat während eines aussergewöhnlichen Sprachaufenthalts im Midland Gliding Club ihre Sprachkenntnisse vertieft und sich nebenbei im Segelfliegen ausbilden lassen. Und Physiklehrer Christoph Meier hat auf seiner zweiwöchigen Reise durch Grönland einen ökologischen Vergleich zur Schweiz gezogen.

Sind Ihre eigenen Erfahrungen wieder lebendig geworden? Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen beim Schwelgen in Erinnerungen und beim Eintauchen in diese fremden Welten.

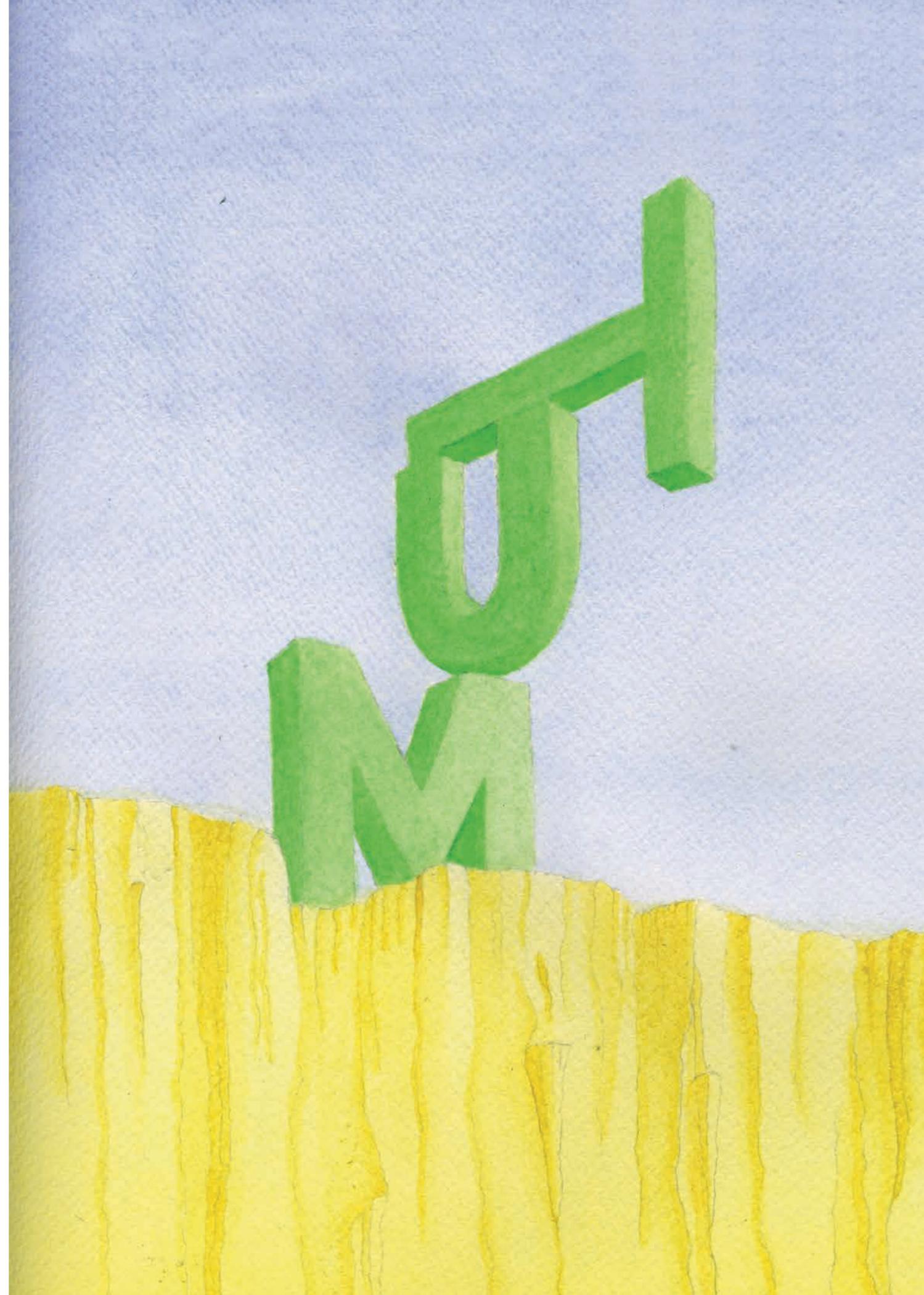


#### Redaktion

Bild oben: Sandra Nussbaumer

Bild unten: Barbara Ingold

Jessica Ruf  
G4d, Schuljahr 2009/10  
«Wortbild»



## «Weniger ist mehr»

Daniel Zahno, seit August Rektor der Kanti Hottingen, über sein neues Amt und die Herausforderungen der nächsten Jahre.

### Wie werden Sie die Kanti Hottingen führen?

Führen bedeutet für mich, unter anderem, Vertrauen zu haben, und zwar von beiden Seiten. Das ist die Grundlage jeder funktionierenden Beziehung, auch im Arbeitskontext. Ich habe Vertrauen in die Lehrpersonen, das Personal, die SuS, dass jeder seinen Job gut machen will und macht. Und ich wünsche mir, dass der Schulleitung und mir als Rektor ebensolches Vertrauen entgegengebracht wird. Manchmal passieren Fehler – auch mir – und zu diesen sollte man stehen können.

«FÜHREN BEDEUTET, VERTRAUEN ZU HABEN.»

### Alt-Rektor Peter Stalder wurde ja eine gewisse militärische Strenge nachgesagt. Verfügen Sie auch über eine solche?

(Lacht.) Ich bin ein anderer Typ Mensch als Peter Stalder. Was die Führung betrifft, bin ich mir sehr wohl bewusst, dass Lehrer nicht immer ganz einfach zu führen sind, weil sie grösstenteils ihre eigenen Chefs sind. Das ist keine Kritik, sondern eine Tatsache. Deshalb bin ich bestrebt, jedem seine Freiheiten zu gewähren – immer im Rahmen des Möglichen natürlich. Es gibt Dinge, die gemacht werden müssen und an denen kein Weg vorbeiführt. Punkt. Aber es gibt auch viele Dinge, bei denen ein gewisser Spielraum besteht, und den soll man selber gestalten können. Im Gegenzug erwarte ich, dass jeder sich einbringt und sich engagiert. Schule ist ein Miteinander. Es geht nicht, dass einige alles machen und andere nichts. Dabei ist es meine Aufgabe als Rektor, ein allfälliges Ungleichgewicht auszugleichen.

### Welche Ziele haben Sie als neuer Rektor für diese Schule?

Ich bin nicht mit dem Anspruch Rektor geworden, der Kanti Hottingen meinen Stempel aufzudrücken. Natürlich werde ich diese Schule prägen. Zum momentanen Zeitpunkt allerdings ist die Kanti Hottingen gut aufgestellt. Die gestiegenen Schülerzahlen und die positiven Rückmeldungen von SuS, Eltern und Ehemaligen geben uns Recht. Für mich

geht es also darum, den Weg, den wir eingeschlagen haben, kontinuierlich weiterzuvollziehen, sodass wir weiterhin die Kantonsschule für Wirtschaft und Recht sind.

### Haben Sie keine Visionen?

Da halte ich es mit dem grossen deutschen Staatsmann Helmut Schmidt: Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen. (Lacht.) Das ist so eine Mode geworden in der Politik oder der Wirtschaft, auch im Sport, immer Visionen haben und diese möglichst sofort umsetzen zu müssen. Als sei das ein Qualitätsmerkmal einer Führungsperson, dass sie als erste Amtshandlung den ganzen Laden umkrempelt. Dabei wäre es doch viel ressourcenschonender, erst einmal genau hinzuschauen, Schwachstellen zu identifizieren und dann punktuell und gezielt Veränderungen vorzunehmen. Deshalb lautet meine Devise: Weniger ist mehr.

### Warum wollten Sie Rektor werden?

Seit 15 Jahren leite ich die IMS, seit sieben Jahren die HMS, die letzten vier Jahre war ich Prorektor: Es war die logische Fortsetzung. (Schmunzelt.) Ich kenne den Betrieb und die Betriebsführung – aber die meisten meiner Aufgaben bis jetzt waren administrativ. Als Rektor hat man mehr gestalterischen Spielraum. Das interessiert mich.

### Reizt Sie auch das Prestige?

Zugegeben: Ich würde lügen, wenn ich diese Frage jetzt komplett verneinen würde. Ausschlaggebend war dieser Aspekt allerdings nicht. Es ist sicherlich so, dass das Amt des

«SCHULE IST EIN MITEINANDER.»

Rektors prestigeträchtig ist. Dafür trägt man als Rektor auch die Hauptverantwortung für die Schule. Davor habe ich zwar einen gewissen Respekt, aber ich bin überzeugt, dass man an der Verantwortung wächst, die man zu tragen hat.

### Was reizt Sie noch am Amt des Rektors?

Ein weiteres interessantes Aufgabenfeld ist für mich die Personalführung. Ich will die Lehrpersonen, die Mitarbeitenden und dadurch auch die SuS begleiten und fördern. Damit dies überhaupt möglich ist, werde ich in diesem ersten Semester mit jeder Lehrerin und jedem Lehrer persönlich ein Gespräch führen. Ausserdem gefällt mir – und ich finde das auch äusserst sinnvoll –, dass man als Schulleiter einer Kantonsschule nicht nur das Lehrdiplom erworben haben muss, sondern auch immer noch unterrichtet. Das tue ich nämlich nach wie vor sehr gerne.

### Welche Herausforderungen erwarten Sie in Ihrem Amt?

Zu den aktuellsten gehört sicherlich die Umsetzung der Leistungsüberprüfung 16, das Massnahmenpaket des Kantons Zürich zur Erreichung eines ausgeglichenen Budgets. Diese betrifft uns in verschiedenen Bereichen. Beispielsweise haben wir für die Mediothek 25% weniger Stellenprozente zur Verfügung. Glücklicherweise konnten wir für die betroffene Mediothekarin eine gute Lösung finden. Hinzu kommt jedoch, dass die Mediothek an unserer Schule als Aufenthaltsraum genutzt wird. Es ist der einzige, den wir haben. Mit der Stellenkürzung geht leider auch eine Einschränkung der betreuten Öffnungszeiten dieser Räumlichkeiten einher. Das ist äusserst bedauerlich. Wir sind deshalb daran, eine Lösung auszuarbeiten, bei der wir SuS für die Aufgabe der Raumaufsicht miteinbeziehen.



Daniel Zahno, Rektor

### Anlass zu Diskussionen hat bei der LÜ16 ja vor allem die Erhöhung des Stunden-Solls der Sprachlehrpersonen gegeben...

Das stimmt. Dieses soll von 22 auf 23 Lektionen bei 100 Stellenprozent angehoben werden. Zwar sagt das niemand so, aber de facto kommt diese Massnahme einer Lohnkürzung gleich, weil die Lehrpersonen mit ihren aktuellen Beschäftigungsgraden weniger verdienen. Wer weiterhin gleich viel verdienen will, muss mehr unterrichten. Das wiederum hat Auswirkungen auf die Pensenplanung und letztlich die Anstellungsverhältnisse. Vornehmlich junge Lehrbeauftragte werden Klassen abgeben müssen. Dies hat natürlich auch Auswirkungen auf die Jobchancen für Junglehrpersonen während oder nach dem Studium.

### Was sind neben der LÜ16 aktuelle Themen?

Die Überarbeitung unserer schuleigenen Qualitätsentwicklung ist ein weiteres Thema, das uns in den nächsten Jahren beschäftigen wird. Und ein «Dauerbrenner» ist die Situation mit den Turnhallen in der Stadt Zürich. Steigende Schülerzahlen sind zwar erfreulich, allerdings wird es immer schwieriger, Turnhallen zu finden.

### Versetzt Sie der Bau der neuen Kantonsschule in Uetikon in Unruhe?

Derzeit (noch) nicht. Die neue Kantonsschule stellt für uns zwar eine Konkurrenz dar, auch wenn noch nicht klar ist, welche Profile sie effektiv führen wird. Trotzdem bin

ich recht zuversichtlich, was unsere Position anbelangt, denn diese Schule wird im Sommer 2018 zunächst einmal klein starten und dann allmählich wachsen. Wir hingegen sind bereits etabliert auf dem Markt, wenn Sie so wollen. Unsere Vorteile sind sicherlich der Standort, nämlich die Stadt, die langjährige

«SCHLECHTERE JOBCHANCEN FÜR JUNGLERPERSONEN»

Erfahrung, die Kontakte in die Praxis und der gute Ruf. Zu bedenken gilt ausserdem: Wenn sich die Prognose bewahrheitet, dass es in fünf Jahren im Kanton Zürich bis zu 4000 Mittelschüler mehr geben wird, muss keine Schule um ihre Schülerzahlen fürchten. Ich glaube also, derzeit müssen wir uns keine Sorgen machen.

## Zahno in Zahlen

- 4 km fährt Daniel Zahno jeden Tag mit dem Velo zur Schule.
- 175 cm ist er gross.
- Seit 21 Jahren ist er Lehrer an der Kanti Hottingen, 16 Jahre leitete er die IMS, 7 Jahre die HMS, 4 Jahre war er Prorektor.
- Ca. 40 Klassen hat er während seiner Zeit an der Kanti Hottingen schon unterrichtet.
- 6 Lektionen pro Woche unterrichtet er als Rektor noch.
- 2 schlaflose Nächte hatte er vor seinem Amtsantritt als Rektor.
- 2 Dutzend Krimis liest er pro Jahr, davon ein Dutzend Zürcher Krimis.
- 150 Stunden hat er im Lehrerfussball gespielt, bevor er sich bei einem Sturz eine komplexe Fraktur im Handgelenk zugezogen hat – das abrupte Ende einer grossen Karriere.
- 180 Minuten pro Jahr verbringt er auf der Zuschauertribüne der grossen Fussballstadien Europas.
- 2 Berufsträume hatte er, bevor er Lehrer wurde, nämlich Kondukteur und Sportreporter.
- 8 Mal im Jahr geht er ins Schauspielhaus.
- 35 Länder hat er schon bereist.

VON SANDRA NUSSBAUMER

Mit der Übernahme des Amtes des Rektors haben Sie auch ein neues Büro bezogen. Auf den ersten Blick hat sich hier jedoch nicht viel verändert.

Das ist richtig. Vieles ist noch so, wie es vorher war. Es sind kleinere Veränderungen, mit denen ich Akzente gesetzt habe. Ich habe neue Bilder aufgehängt, die Hydropflanze entsorgt und durch frische Schnittblumen ersetzt. Etwas Wesentliches allerdings ist anders: die Ausrichtung meines Schreibtisches. Ich habe das Büro sozusagen um 180 Grad gedreht. Der Tisch steht jetzt so, dass ich den Leuten zugewandt bin, die den Raum betreten – auch vom Sekretariat her. Ausserdem soll meine Türe wenn immer möglich offen sein. Ich möchte als Rektor ansprechbar sein.

### Gilt der neue Blickwinkel auch für Ihre Arbeit?

Nun, ich glaube nicht, dass man von der Veränderung der Büroeinrichtung eins zu eins auf meine Tätigkeit als Rektor schliessen sollte. Selbstverständlich wird nicht alles gleich bleiben. Aber wollte ich jetzt in der Schulleitung und mit dieser Schule eine 180-Grad-Wendung vollziehen, hätte ich während der letzten vier Jahre als Prorektor etwas falsch gemacht.

# Hottingen – Das bekannte unbekanntes Quartier

Die erste Veranstaltung des Forums KSH zum Thema «Nachbarn» bot Gelegenheit, das Quartier Hottingen zu entdecken.

VON VERENA STAUFFACHER

Mit Martin Schmassmann, seit acht Jahren Präsident des Quartiervereins Hottingen, Sandra Berner, Geschäftsführerin der gleichnamigen, altbekannten Konditorei, sowie Annette Kielholz, Verantwortliche Kommunikation und Marketing des Informatikunternehmens Ergon, sassen drei Personen mit engem Bezug zum Quartier Hottingen auf dem Podium. Insbesondere Martin Schmassmann, seit über 30 Jahren im Quartier wohnhaft, wundert sich nicht, dass die SuS in Hottingen primär den gleichnamigen Platz, die Tramhaltestelle und die dort ansässigen Verpflegungsmöglichkeiten kennen. Anlässlich eines Wettbewerbs am Quartierfest habe sogar die Hälfte der anwesenden Quartierbewohner selbst die einfache Frage nicht beantworten können, welcher der drei wichtigen Plätze Römerhof, Kreuzplatz und Klusplatz nicht zu Hottingen gehöre (gemeint war der Klusplatz). Nach Schmassmanns Streifzug durch Geografie, Geschichte und Gegenwart ihres Schulquartiers hätten die am Forum Anwesenden wohl auch schwierigere Fragen zu beantworten gewusst.

## Vom Bauerndorf zum Stadtquartier

Die Fläche der einst selbstständigen Gemeinde, die 1893 in die Stadt Zürich eingemeindet wurde, ist weit grösser als gemeinhin angenommen, umfasst sie doch neben den dicht besiedelten Gebieten im südlichen Teil auch den grossen Dolderwald bis hin zur Stadtgrenze. Die Masoala-Halle des Zürcher Zoos, die grosse Sportanlage Fluntern (trotz anderslautendem Namen) und der Loorenkopf etwa liegen ebenfalls auf Hottinger Boden. Ursprünglich war Hottingen ein Bauerndorf ohne Zentrum, bebaut durch vereinzelte, weit verstreute Bauernhöfe. Im 17. Jahrhundert siedelten reiche Stadtbewohner wegen der sonnigen Lage in der Nähe des beliebten bewaldeten Erholungsgebiets dort ihre Sommerresidenzen an. Ende des 18. Jahrhunderts belief sich die Einwohnerzahl auf rund 1'000 Personen, stieg dann bis Mitte des letzten Jahrhunderts auf den Höchststand von 17'000 Personen an und beträgt heute rund 13'000 Personen.

## Hottingen und die Deutschen

Das in den letzten Jahren oft gehörte Vorurteil, Hottingen werde namentlich von deutschen Zuwanderern schon fast überschwemmt, kann Schmassmann nicht bestätigen. «Der Ausländeranteil ist hier geringer als im stadt-zürcherischen Gesamtdurchschnitt.» Bisher sei selten darauf hingewiesen worden, dass im 19. Jahrhundert sehr viel mehr Deutsche in Hottingen gewohnt hätten. Verantwortlich dafür waren zwei Gründe: Einerseits machte die geografische Nähe zu den Hochschulen die Gegend attraktiv für deutsche Professoren, ohne die an der Uni und der ETH überhaupt kein Lehrbetrieb hätte stattfinden können. Der zweite Grund lag im sogenannten deutschen «Sozialistengesetz», erlassen durch Otto von Bismarck, das während zwölf Jahren sozialistische und sozialdemokratische Parteien in Deutschland verboten hatte. Deren Anhänger zogen hierher und trafen sich im damaligen Restaurant Thaleck am Zeltweg mit gleichgesinnten hiesigen Genossen, wo sie sich lautstarke, heftige Diskussionen lieferten. Dies wiederum störte einen der prominentesten Zürcher seiner Zeit, nämlich Gottfried Keller, der im ersten Stock des Hauses wohnte und an seinem Alterswerk «Martin Salander» schrieb. Ob er sich lediglich des Lärmes wegen geärgert habe oder vielmehr wegen der sozialistischen Gesinnung der Disputanten, werde je nach Biograf un-

terschiedlich beurteilt, meint Schmassmann. Auch andere bekannte Persönlichkeiten haben sich im Laufe der Zeit Hottingen als Wohnort auserkoren, so etwa die Komponisten Richard Wagner und Paul Burkhardt (Urheber der «kleinen Niederdorfoper»), der Maler Arnold Böcklin, die Heidi-Verfasserin Johanna Spyri, der Literatur-Nobelpreisträger Elias Canetti, der deutsche Schriftsteller, Dramatiker und Schauspieler Frank Wedekind sowie auch der kürzlich verstorbene Schweizer Schriftsteller Urs Widmer, um nur einige zu nennen.

Ende des 19. Jahrhunderts war Hottingen berühmt für seinen Lesezirkel. Man wollte damit der breiten Bevölkerung die Kultur – Literatur, Malerei, Musik – näher bringen. Es fanden Lesungen der bekanntesten zeitgenössischen Autorinnen und Autoren statt und man liess Lesemappen mit ausgewählten Ausschnitten verschiedenster Zeitschriften zirkulieren. Legendär waren die berühmten Feste und Maskenbälle, die der Lesezirkel veranstaltete.

## Bordelle, Psychiater, Freikirchen

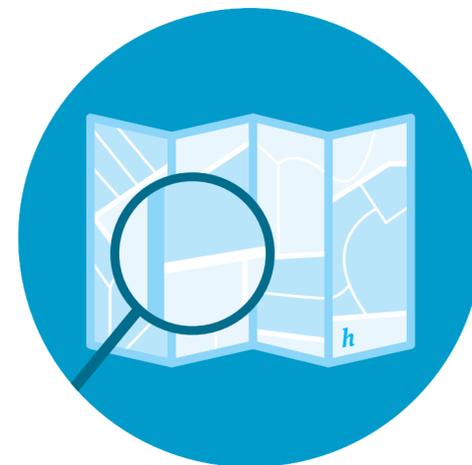
Bei seiner Beschäftigung mit dem Wesen und Werden von Hottingen fielen dem Quartiervereinspräsidenten drei Dinge besonders auf: «Einst fanden sich sehr viele Bordelle im Quartier, es gab und gibt noch heute besonders viele Psychiater hier und eben-

so überdurchschnittlich viele Freikirchen.» Die damalige Bordelldichte schreibt er der herrschenden Doppelmoral zu, denn «die städtischen Behörden tolerierten keine dermassen unmoralischen Einrichtungen auf Stadtgebiet, sahen es aber ganz gerne, wenn diese leicht erreichbar etwas ausserhalb der Stadt lagen. Dafür war Hottingen ideal.» Die Häufung der Psychiater ortet der Hottingen-Kenner in der Tatsache, dass C. G. Jung «Psychologischer Club Zürich» während langer Zeit im Quartier residierte und wohl eine grosse Anziehungskraft gehabt habe. Für die grosse Anzahl an Freikirchen hingegen habe er noch keine plausible Erklärung gefunden.

## Bezahlbarer Wohnraum ist Mangelware

Ein grosses Problem sieht Schmassmann heute im mangelnden zahlbaren Wohnraum in Hottingen. Dass Neuzuzüger keine Wohnung finden, deren Mietzins ihren finanziellen Möglichkeiten entspricht, stört ihn weniger. Hingegen sorgt er sich um Leute, die seit Jahrzehnten im Quartier leben und nun buchstäblich entwurzelt werden, weil ihnen die Wohnung gekündigt wird, um sie nach einer Renovation viel teurer zu vermieten. Die viel zitierte «Seefeldisierung» finde auch in Hottingen statt, und zwar auf Kosten einer guten Durchmischung aller sozialen Schichten. Was die Altersstruktur des Quartiers angeht, stellt er eher eine Überalterung fest, obwohl der Quartierspiegel der Stadt Zürich eine ausgewogene Altersdurchmischung ausweist. So oder so begrüsst er die Anwesenheit der vielen Schüler im Quartier, welche dieses auffrischen würden. Klagen über Schulen oder Schüler kommen ihm selten zu Ohren, und wenn, dann betreffen sie übermässig weggeworfene Abfälle.

Generell ist er der Auffassung, es sei normal, dass Hottingen als Stadtquartier auch mit den Problemen der Stadt konfrontiert sei und



sich an deren Lösung beteilige. Zwar seien offener Drogenhandel oder das Sexgewerbe kein Thema, hingegen kenne man vermehrt als früher gewisse kriminelle Aktivitäten. Dass in Hottingen auch Flüchtlinge untergebracht sind, erachtet er als selbstverständlich und fühlt sich von der Bevölkerung darin unterstützt.

## Konditorei Berner – eine Hottinger Institution

Noch länger in Hottingen verwurzelt als Martin Schmassmann ist Sandra Berner, selber eine ehemalige Schülerin der Kanti Hottingen. Seit 1904 im Quartier ansässig, hat das Familienunternehmen «Konditorei Berner», das sie heute leitet, den Speisezettel Tausender von SuS geprägt. Auch wenn diese zu Unterrichtszeiten ein grosses Kundensegment ausmachen, beschränkt sich Berner nicht darauf, nur deren Bedürfnissen nachzukommen. Das Angebot wird auf die vielen anderweitigen Kunden aus dem Quartier angepasst, mit dem positiven Effekt, dass der Umsatz während der Schulferien nicht komplett einbricht. So kann das Geschäft darauf zählen, dass zu unterrichtsfreien Zeiten das Publikum ein anderes, nicht weniger geschätztes ist. Dennoch: Rund 20 % des Tagesumsatzes werden über die Schülerinnen, Schüler und Studierenden generiert. Dass es nicht mehr ist, führt Sandra Berner darauf zurück, dass die Jugendlichen zwar in viel grösserer Anzahl einkaufen, jedoch bei ihren Einkäufen weniger ausgeben. Zudem habe sich eine zeitliche Stafflung ergeben: Zwischen zwölf und ein Uhr meiden die anderen Kunden den proppenvollen Laden eher und kommen lieber etwas später, um einzukaufen oder im hauseigenen kleinen Bistro etwas zu konsumieren. Einen grossen Teil des Umsatzes erzielt die Konditorei zudem mit Lieferungen an Firmenkunden.

Spezielle Schülerpreise sind für Berner kein Thema. Hingegen gibt es für SuS immer mal wieder kleine «Gadgets» wie etwa Stempelkarten für Wähen, mit denen nach dem

Kauf von zehn Wähen die elfte gratis bezogen werden kann. Damit will die Konditorei dem breit gefächerten Zielpublikum gerecht werden und nicht einzelne Kundensegmente bevorzugen. «Wir haben auch fürs neue Jahr zwei, drei Gadgets für Euch eingeplant», versichert Sandra Berner dem Publikum. Die Konkurrenz zu anderen Anbietern, wie etwa die Bäckerei Hürlimann oder das Feinkostgeschäft Huber am gleichen Platz, empfindet sie als Bereicherung für ein «lebendiges Quartier». Man achte darauf, das Angebot nicht gleich zu gestalten wie die anderen Geschäfte.

## Beliebter Arbeitgeber nebenan

Ein bekanntes Phänomen in der urbanen Welt bestätigt die Firma Ergon Informatik AG: Man ist Nachbar und kennt sich doch nicht. Das 1984 gegründete Unternehmen beschäftigt 260 Mitarbeitende und ist schweizweit führend in der Herstellung individueller Softwarelösungen und Softwareprodukte. «Wir wurden dieses Jahr von der NZZ als Zürcher Antwort auf Google bezeichnet und sind der mutmasslich grösste privatwirtschaftliche Arbeitgeber in Hottingen», so pariert Annette Kielholz das Schweigen im Publikum auf die Frage von Moderator und Prorektor Stephan Amstutz, wem dieser Name ein Begriff sei. Zudem sei das Unternehmen aufgrund von Mitarbeiterumfragen mehrfach als beliebtester Arbeitgeber der Schweiz ausgezeichnet worden. «Das liegt bestimmt nicht nur am Süssigkeitenschrank auf jeder Etage, der wöchentlich aufgefüllt wird, sonst wären die Mitarbeitenden am

Freitag jeweils unglücklich», meint Kielholz scherzhaft. Vielmehr schreibt sie diesen hohen Grad an Anerkennung der unkonventionellen Unternehmenskultur mit überaus viel Mitbestimmung der Arbeitnehmenden, einer transparenten Lohnpolitik und einer Erfolgs- aber auch Risikobeteiligung zu. Nebst dem «Italiener», bei dem sich sowohl Ergon-Mitarbeitende als auch SuS zuweilen verpflegen, ergab sich zwischen der Schule und Ergon immerhin bereits ein weiterer nachbarschaftlicher Berührungspunkt: Eine Schulklasse diene als Resonanzboden für eine Kampagne für Informatik-Nachwuchsförderung. Dank der ehrlichen und direkten Rückmeldungen der SuS habe Ergon die Kampagne entsprechend anpassen können, so Kielholz. Nachbarschaftshilfe im eigentlichen Sinn also. Zudem bietet Ergon halb- bis ganzjährige Praktika für junge Erwachsene nach der Matura an, in denen «zu einem guten Praktikumslohn» Software getestet werden kann. Interessierte seien willkommen, motiviert sie die Anwesenden.

## Cooler Schule

Auf Rückfrage von Co-Moderatorin Helen de David, Lehrerin für Wirtschaft und Recht, bestätigen die drei Nachbarn der Kanti Hottingen den guten Ruf. Annette Kielholz ist die Schule besonders durch die Mini-Unternehmungen aufgefallen, und sie beurteilt diese Möglichkeit, die den Schülern geboten wird, als «absolut cool und aussergewöhnlich». Dass Hottingen ein attraktiver Standort ist, sowohl als Wohnquartier als auch als Umgebung für Firmen, Läden und die Schule, mag niemand bestreiten. Dennoch: Ein gewisses Unbehagen bleibt in Bezug auf die hohen Mieten. Zwar ist die Nähe zum Bahnhof Stadelhofen wie auch zum Erholungsgebiet des Dolders ein grosses Plus, doch sei der Preis gerade für kleinere Unternehmen sehr hoch, manchmal auch zu hoch, sagt Sandra Berner.

## Nachbarn, die sich verstehen

Der Wunschzettel der drei Referenten für die Zukunft des Quartiers ist vielfältig: Martin Schmassmann und Sandra Berner hoffen darauf, dass die soziale Durchmischung der Bevölkerung sich trotz hoher Mietzinse erhalten lässt und dass die kleinen Läden nicht aufgrund des Kostendrucks Grossanbietern weichen müssen. Annette Kielholz andererseits wünscht sich eine florierende Schule, die aufgeweckte und kritische junge Erwachsene hervorbringt, und – mit Augenzwinkern – allenfalls die Möglichkeit, das Gottfried-Keller-Schulhaus zu kaufen, um genügend Arbeitsplätze und erst noch eine Turnhalle für die ständig wachsende Mitarbeiterzahl zur Verfügung zu haben.

Fazit der Gesprächsrunde: In Hottingen ist man gut aufgehoben. Und falls Martin Schmassmanns Anliegen, die Schüler mögen sich auch ins Quartierleben einbringen, in Erfüllung geht, ist man versucht zu sagen: Hottingen und seine Kantonsschule sind «a perfect match».

## Die entleerte Gemeinschaft

*In der Endlosschleife des Datenaustauschs entwickeln wir uns zum isolierten Subjekt.*



VON KASPAR GYSEL

Unter dem losen Begriff «Gemeinschaft» lässt sich so einiges verstehen. Man denke etwa an jene unverwüstlichen Wohngemeinschaften, die uns in den inflationären TV-Vorabend-Sitcoms begegnen – meistens in einem Wohnzimmer mit Sofa bestückt. Oder man halte sich jene trendsetterischen Alltagsvergnügen vor Augen, denen wir gerne rudelweise nachjagen.

All diesen Formen ist gemeinsam, dass sie uns ein trügerisches Gefühl von Wohlbefinden und gemeinschaftlichem Aufgehobensein vermitteln.

Oft ist auch zu beobachten, dass unsere SuS ihre Gemeinschaft entsprechend zu modellieren versuchen. Gerne bedienen sie sich gewisser Begriffe wie «Alter» oder «Bro», die in den Vorabendserien und auch anderswo immer wieder auftauchen und dann eben «seriell» verwendet werden, um wenigstens ansatzweise ein Gefühl von Verbundenheit zu vermitteln.

Bei anderen Trends dieser Art – in allen Formen von social media beispielsweise – halten meist auch die Erwachsenen ganz gut mit. Daran wäre nichts auszusetzen, scheinen doch diese Aktivitäten positive Gefühle auszudrücken.

Mir zumindest kommen die Begriffe und Tätigkeiten, die heute über den Bildschirm Gemeinschaft vermitteln sollen, bisweilen leer und unbestimmt vor. Sie wirken etwa so mechanisch, wie das Surren und Piepsen der smarten Bildschirme, ohne welche man sich heute ein Schulzimmer gar nicht mehr vorstellen könnte. Umso interessanter wäre zu beobachten, wie gerade diese smarten Apparaturen die Gemeinschaft allmählich verändern.

Dave Eggers unterzieht in seinem Roman «The Circle» die Entwicklung der smarten «Community» einer bissigen Kritik. Die Protagonistin Mae Holland, die bei einem Internetgiganten namens «Circle» arbeitet, sieht sich im Verlauf der Geschichte immer mehr dazu verpflichtet, alle ihre Eindrücke, Aktivitäten und Gefühlslagen per Bildschirm mitzuteilen und dabei ständig online zu bleiben. Ihre Arbeit besteht plötzlich nicht mehr nur in der Erfüllung eines Arbeitspensums, sondern in der fortlaufenden Produktion und Preisgabe von Daten über sich selbst. Diese Daten lassen sich dann wiederum bestens zur Förderung der «Community», sprich: des Gemeinschaftswohls, verwenden, was dem Ganzen einen legitimen Anstrich verleiht. Mae Holland wird damit aber nicht kommunikativer, sondern schottet sich von der Aussenwelt allmählich komplett ab, um sich in den verschiedenen «Communities» des «Circle» am Ende nur noch im Kreis (circle) ihrer selbst zu bewegen. Die «Person» Mae Holland kreist dabei in der Endlosschleife einer sich ständig optimierenden Datenwelt, der das selbstoptimierende Ich angepasst und unterworfen wird.

Diese Prozedur ist beunruhigend, weil die «Person», welche das autonome Rechtssubjekt verkörpert, im Optimierungsprozess das Recht sozusagen durch Selbstaufgabe und totale Transparenz von innen her aushöhlt.

Es ist hier nicht etwa der brutale Tyrann, welcher Grundrechte durch Zwang ausser Kraft setzt, sondern mit der Selbstoptimierung der Person zerfasert das Recht quasi von innen her. Problematisch erscheint dabei der Verzicht des Rechtssubjekts, seine allgemeinen Rechte wahrzunehmen, was sich in ein scheinbares Sonderrecht verkehrt. So nimmt Mae Holland das «Im-Fokus-Stehen-zwecks-Datenoptimierung» mittels Rund-um-die-Uhr-Körperkamera als ihr Sonderrecht wahr, das scheinbar nur ihr ganz allein zukommt. Dabei hebt sie jedoch indirekt das Recht auf Privatsphäre aus. Das einzige «Allgemeine», das sie dabei noch produziert, sind Daten. Gleichzeitig fällt auf, dass Mae Holland unmerklich Aggression und Verachtung gegen jene entwickelt, die der datenoptimierenden «Community» nicht angehören wollen, und ohne Weiteres dazu bereit ist, deren Grundrechte zu untergraben.

Harald Welzer versucht in seinem Buch «Die smarte Diktatur» diesem schleichenden Abbau von Grundrechten durch Selbstoptimierung näherzukommen.

Auch der Philosoph Byung-Chul Han warnt eindringlich davor, dass sich der Einzelne in dieser Endlosschleife von «Datenaustausch», «Sharen», «Liken» und «Selfie»-Schüssen zu einem komplett isolierten Subjekt entwickelt, das überall nur noch sich selbst begegnet, ohne wirklich an etwas teilzunehmen.

Eine demokratische, freiheitliche Gemeinschaft hingegen setzt «Teilnahme» und nicht endloses «Teilen» voraus. Blosses Datenteilen zwecks Optimierung bleibt leer und unbestimmt. Teilnahme setzt aktives Hineinversetzen voraus. Teilt man sich beispielsweise Freunden nur noch per Klick mit, definiert sich Freundschaft schliesslich darüber, wie viel Daten man teilt und nicht über aktive Teilnahme am Leben des Gegenübers im Sinne des Sich-in-jemanden-hineinversetzen-Könnens.

Aber gerade eine demokratische Gemeinschaft beruht auf der Fähigkeit, sich im Dialog in die Lage des anderen hineinzuversetzen. Freiheit tritt erst dort zutage, wo dieser Dialog stattfindet und die Teilnehmenden erfahren, dass gerade sie als autonome Subjekte Voraussetzung überhaupt für Recht sind. Dazu braucht es Zeit und Raum, was nur durch das Dialogische in Schulzimmern und Seminarräumen gewährleistet werden kann, abseits der raumnegierenden Zwischenrufe der surrenden smarten Bildschirme.

Christina Ganter  
G2c, Schuljahr 2007/08  
«Porträt»

«Street-Art» / Stencilgraffiti zum Thema Pop-Art



**Fach Bildnerisches Gestalten**

Schülerinnen und Schüler aus vier zweiten Klassen des Gymnasiums gestalteten Stencilgraffitis zum Thema Pop-Art. Dazu teilten sie Motive in Tonwertsufen ein, schnitten entsprechende Schablonen und sprühten ihre Motive mit Farbspray auf Papier. Neben der praktischen Tätigkeit lernten sie, dass schon sehr früh in der Geschichte der von Menschen gemachten Kunstwerken Schablonen als bilderzeugende Mittel eingesetzt wurden. Bereits vor rund 40 000 Jahren hinterliessen unsere Vorfahren an der Nordküste Spaniens (Negativ-)Handabdrücke auf Felswänden.

# Grönland und die Schweiz im ökologischen Vergleich

Erkenntnisse meiner zweiwöchigen Reise

VON CHRISTOPH MEIER

Vor den Sommerferien verbrachte ich zwei Wochen Dienstaltersgeschenk-Urlaub in Grönland. Dabei ist mir einiges aufgefallen, was bei uns aus ökologischer Sicht anders ist.

## Verkehr

In der Schweiz kann man mit dem ÖV oder privat über Schienen und Strassen alle Ortschaften und Gegenden innerhalb von ca. vier Stunden erreichen.

In Grönland aber sind die einzelnen Siedlungen so weit auseinander und die Bevölkerung so klein, dass es sich nicht lohnt, Strassen zwischen den Siedlungen zu bauen. Die meiste Zeit verbrachte ich also an einem Ort, nämlich Ilulissat, mit knapp 4500 Einwohnern. Sie liegt wie die meisten Siedlungen Grönlands am Meer, und zwar an der Westküste, d. h. gegen Kanada hin.

Die nächsten Siedlungen liegen je ca. 15 km Luftlinie in nördlicher und in südlicher Richtung. Allerdings müsste man auf dem Landweg zur südlichen Siedlung (mit etwa 100 Einwohnern) einen Umweg von über 120 km um einen mit Eisbergen gefüllten Fjord und über zwei Gletscher machen. Die nördliche Siedlung (mit etwa 50 Einwohnern) ist auf dem Landweg über einen markierten Trampelpfad von 22 km Länge erreichbar. Die längste Strasse in Ilulissat misst etwa 6 km und führt vom Flughafen zum alten Heliport. Auf ihr fahren erstaunlich viele Autos, wobei etwa die Hälfte ein «Taxi»-Schild trägt. Die meisten Strassen haben Schlaglöcher, wodurch sich offizielle Geschwindigkeitsbegrenzungen erübrigen, auch wenn es ab und zu Strassenschilder dafür gibt.

Um von einem Ort zum anderen zu kommen, muss man das Flugzeug, den Helikopter oder ein Schiff nehmen. Ilulissat liegt wie acht weitere Siedlungen an der Diskobucht mit der vorgelagerten Diskoinsel, die so gross ist wie Korsika, aber nur etwa 1000 Einwohner hat. Die Siedlungen in dieser Bucht sind mit



Grönland Siedlung

fast täglich fahrenden Kursschiffen in je ca. 4 Stunden untereinander erreichbar. Für grössere Strecken gibt es einmal wöchentlich ein Schiff, das der Küste entlangfährt. Ansonsten ist man auf private Schiffe angewiesen oder im Winter auf Hundeschlitten. In Ilulissat werden daher noch ca. 1200 Schlittenhunde gehalten...

## Ressourcen

Die Schweiz ist nicht reich an Bodenschätzen. Dafür haben wir fruchtbare Böden, auf denen viele landwirtschaftliche Produkte angebaut und Forstwirtschaft betrieben werden können. Ausserdem ist die Schweiz gut vernetzt mit Europa, sodass Güter über den Rhein, die Strassen oder die Luft schnell und preisgünstig importiert werden können.

Grönland hingegen hat ein reiches Fischvorkommen, das in allen Siedlungen genutzt wird. Es ist den Grönländern auch erlaubt, eine bestimmte Menge verschiedener Walarten zu erlegen. Daneben besitzt Grönland Erdöl und einige Mineralien, darunter Zink und Metalle der Seltenen Erden, welche abgebaut werden oder deren Abbau vorgesehen ist. Sonst gibt es in Grönland nicht viel, auch kaum land- oder forstwirtschaftliche Produkte, da die Vegetationsperiode zu kurz und der Boden zu wenig mächtig ist.

Da Grönland ein «autonomer Bestandteil des Königreichs Dänemark» ist, werden alle sonstigen Güter aus Dänemark importiert, obwohl Kanada und die USA viel näher liegen. Die Folge davon ist, dass Güter für den täglichen Bedarf in den grösseren Siedlungen zwar im Supermarkt erhältlich sind – was es aber dort nicht zu kaufen gibt, muss bestellt oder selber gebastelt werden. Auch Holz, Zement und alle anderen Materialien, die man für den Bau eines Hauses braucht, müssen importiert werden. Das kann ziemlich lange dauern, deshalb sind die Grönländer «gute Bastler», wie mir ein Einheimischer stolz erklärte, und sie helfen einander gerne.

## Läden und Restaurants

In der Schweiz findet man in fast allen Ortschaften Läden und Restaurants, wo man zumindest tagsüber einkaufen und essen kann.

Auch in Grönland sind die Läden in grösseren Orten mit allem ausgestattet, was man fürs tägliche Leben braucht. Die Früchte und das Gemüse sind jedoch nicht immer ganz frisch,

weil das Versorgungsschiff nicht täglich anlegt. Speziell ist, dass man an Wochentagen ab 18.00 Uhr, am Samstag ab 13.00 Uhr und am Sonntag den ganzen Tag über kein alkoholisches Getränk kaufen kann. Dies, weil der Alkoholismus weitverbreitet und die Selbstmordrate in Grönland weltweit eine der höchsten ist.

In Restaurants und Bars bekommt man zwar zu diesen Zeiten noch etwas Alkoholisches zu trinken, aber in Ilulissat fand ich nach 21.00 Uhr kein offenes Restaurant mehr. In Qeqertarsuaq, dem zweiten Ort mit etwa 850 Einwohnern, an dem ich mich drei Tage aufhielt, gibt es kein Restaurant, an dem man am Abend ohne Voranmeldung etwas zu essen bekommt.

Energieversorgung: In der Schweiz haben wir einen breiten Energiemix, hauptsächlich aus Erdöl, Erdgas, Wasserkraft und Kernkraft. Wir produzieren die Energie auch nicht rund um die Uhr selber, sondern sind mit den anderen europäischen Ländern vernetzt.

In Grönland wird fast alle Energie, d. h. sowohl Elektrizität als auch Wärme und Treibstoff, aus eigenem Erdöl gewonnen. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss pro Kopf ist dementsprechend hoch. Da die Siedlungen wegen der grossen Distanzen nicht miteinander verbunden sind, funktioniert jede Siedlung als «Inselbetrieb».

# Austauschjahr Taiwan

Militärische Strenge und Disziplin im Schulzimmer, Schusswaffen im Unterricht und ein Raum für die Buddhas

## Abfall

In der Schweiz werden fast alle Abfälle entweder recycelt oder in Kehrichtverbrennungsanlagen verbrannt. Es hat relativ wenig Abfall, der herumliegt – wenn, dann handelt es sich meist um Hausmüll wie PET-Flaschen, Zigaretten, Essensreste oder Plastiksäcke.

In Grönland fiel mir auf, dass sehr viel Abfall herumliegt, nicht auf den Strassen zwar, aber auf den freien Flächen zwischen den Häusern. Es handelt sich aber nicht um Plastiksäcke oder PET-Flaschen, sondern um grössere Dinge wie defekte Schneetöfss und Hundeschlitten, leere Plastik- oder Ölfässer, Bauschutt und dergleichen, «Dinge», die man nicht mit dem Hausmüll entsorgen kann. Solche Überreste der Zivilisation findet man auch an sehr abgelegenen Orten mitten in der «Wildnis».

Der normale Abfall wird in Deponien ausserhalb der Siedlungen entsorgt und sich selbst überlassen. Verrotten tut er nur sehr langsam, weil die schneefreie Periode nur kurz ist und auch dann nicht gerade hohe Temperaturen herrschen (max. 15 °C). Es lohnt sich nicht, für die insgesamt 57'000 Einwohner Grönlands, die so weit auseinander wohnen, eine Kehrichtverbrennungsanlage oder Recyclinganlagen zu bauen. Auch ein Rücktransport nach Dänemark ist nicht wirklich rentabel. Soweit ich weiss, wird dies für Flaschen (sowohl Glas als auch PET) aber gemacht, jedenfalls gibt es ein Depot auf Glasflaschen.

Es gibt auch keine Kläranlagen. Das Abwasser wird von einem zentralen Haus, das in Ilulissat liebevoll «Schokoladenhaus» genannt wird, direkt ins Meer geleitet. Ältere Häuser besitzen nicht einmal einen Anschluss an die Kanalisation. Dort werden die Fäkalien in einem verschliessbaren Plastiksack, der unter dem WC-Ring montiert ist, aufgefangen. Diese Säcke müssen natürlich regelmässig abgeholt und zum «Schokoladenhaus» gebracht werden.

Frauen wurden in diesem Bereich geschult, obwohl für Frauen in Taiwan keine Militärpflicht herrscht. Für mich war es ein sehr aufregendes Schulfach, da ich viel Neues dazulernte und die Übung mit Schusswaffen empfand ich als sehr abenteuerlich.

In der Freizeit spielte man Basketball oder schlenderte durch die Stadtviertel, um Essen oder Kleider zu kaufen. Was mir besonders gefiel, war die Vielfalt der taiwanesischen Küche. Die Speisen sind meist stark gewürzt und sehr scharf. Gerichte wie Hühnerfüsse, Frösche und Algen verderben den meisten Europäern schon bei der blossen Vorstellung den Appetit. (Auf Katzenfleisch jedoch bin ich nie gestossen.)

Auch die taiwanesischen Kultur kennt eine Besonderheit: Fast jeder hat ein Zimmer in seiner Wohnung, das ausschliesslich dazu dient, die buddhistischen Gottheiten zu verehren. Täglich muss man ihnen Früchte oder andere Esswaren als Opfer bringen. In diesen Zimmern werden auch alle Gebete gesprochen und Segen erbeten. Zu den wichtigsten Gottheiten zählen Buddha, Budai, der dicke lachende Mönch, ein Gott der Erde sowie ein Gott, der mit einer Lanze bewaffnet ist. Ebenfalls zu der Kultur gehören grosse Tempel, die an fast jeder Strasse zu finden sind. Selbst habe ich oft solche Tempel besucht, um die massiven Statuen und Säulen darin zu bestaunen.

VON DENIS MÜLLER (I3B)

Im Sommer 2014 bot sich mir die einmalige Gelegenheit, im folgenden Schuljahr einen Sprachaufenthalt in Taiwan zu machen. Meine Grosseltern boten mir an, ein Jahr bei ihnen zu leben und das nahegelegene Gymnasium zu besuchen. Im August 2014 war es dann endlich soweit. Die ganze Reise dauerte über 20 Stunden und in Taiwan musste ich mich erst einmal an das warme und feuchte Klima sowie an die bevölkerungsreiche Stadt Taipei gewöhnen. Das Land Taiwan ist eine Insel, die im Pazifik zwischen China und Japan liegt. Die Fläche ist ähnlich zur Fläche der Schweiz, allerdings hat Taiwan über dreimal so viele Einwohner wie die Schweiz. Die Menschen in Taiwan sprechen Chinesisch und der grösste Teil der Bevölkerung ist buddhistisch.

Der Schulunterricht war sehr anders. Einmal wöchentlich wurde die Nationalhymne gesungen, Unterricht war täglich von 7.30 Uhr bis 17.00 Uhr – die meisten Schüler besuchten aber zusätzlich noch den freiwilligen Abendunterricht, der bis 20.30 Uhr dauerte. Während der Pausen, auch der Mittagspause, war es verboten, das Schulgelände zu verlassen. Allgemein war der Unterricht sehr streng. Es gab täglich Prüfungen und weder Gruppenarbeiten noch Schülerpräsentationen. Im Wesentlichen bestand der Unterricht daraus, dass die Lehrperson etwas vorlas und die Schüler es auswendig lernten.

Es gab Schulfächer wie Politik und Militärvorbereitung, welche sicher jedem Ausländer fremd sind. Im Fach Politik lernte man die verschiedenen Parteien und ihre Ziele sowie die unterschiedlichen Staatssysteme und vieles mehr kennen. In der Militärvorbereitung wurde man über das taiwanesischen Militär aufgeklärt und man machte seine ersten Erfahrungen mit Schusswaffen. Auch

Der Aufenthalt in Taiwan bot mir auch die Möglichkeit, in nahegelegene Länder zu reisen. Während meines Austauschjahres besuchte ich so Singapur, Thailand und Japan. In Singapur sah ich zum ersten Mal in meinem Leben eine supermoderne Grossstadt mit gewaltigen Hochhäusern. Gleichzeitig findet man dort aber auch sehr traditionelle Viertel, in denen v. a. Einwanderer aus dem nahen Malaysia leben. Auch die Reise nach Thailand war sehr schön, da Thailand viele zauberhafte Badestrände bietet. Das Essen und die Menschen sind ebenfalls grossartig. Im Vergleich zu anderen asiatischen Ländern leben in Thailand auch ausgesprochen viele Europäer. Die letzte Reise führte mich nach Japan, wo mich vor allem die wunderschönen Landschaften begeisterten. In den sieben Tagen in Japan besuchte ich Grossstädte, alte Burgen, heisse Quellen und sogar einen Vulkan. Besonders gut in Erinnerung blieb mir die Gastfreundlichkeit der Japaner.

Einen Sprachaufenthalt in Taiwan kann ich allen, die die Chance dazu haben, nur wärmstens empfehlen. In diesem Jahr lernte ich nicht nur die chinesische Sprache, sondern auch, wie man sich an neue Umgebungen anpasst, und ich erkannte die Vielfältigkeit der Welt, von der ich zuvor noch nichts wusste.



Denis Müller (in der dritten Reihe von unten ganz links aussen), Foto von Denis Müller (I3B)

# Lernen vom Medizinmann

## Mein Medizin-Propädeutikum auf Sansibar

VON FRANCA KELLER-HOEHL

Sansibar ist ein Paradies. Nur etwa 3 Stunden vom tansanischen Festland entfernt liegt die Gewürz- und Kräuterinsel mit den weissen Sandstränden. Ich sitze hier im Livingstone Café in Stonetown, der Altstadt von Sansibar Town. Meine Füsse stecken im weissen Sand und das Meer rauscht mir um die Ohren. Mal wieder hat es mich nach Afrika verschlagen. Nach der Matura arbeitete ich 6 Monate in der Migros in Meilen, um jetzt im März mit dem ersparten Geld nach Kenia und Sansibar zu reisen. Während ich in Kenia mein wohlbekanntes Waisenhaus besuchte, habe ich in Sansibar die Möglichkeit, bei einem Kräutermediziner Unterricht zu nehmen, vor dem Medizinstudium quasi ein Praktikum der besonderen Art zu absolvieren. Ich wohne derweil bei einer einheimischen muslimischen Familie und nehme Swahili-Unterricht.

Wenn ich vom Meer quer durch Stonetown gehe, an den vielen farbigen Läden vorbei, komme ich zum Markt. Es wird gefeilscht um exotische Früchte, Gemüse, Fleisch, Fisch und Gewürze. Der Markt liegt an der Hauptstrasse quer zum Meer. Hier endet Stonetown und

das Viertel Vikokotoni der Einheimischen beginnt. Bunte Tücher flattern von den Ständen. Mit meinen Röcken und einem Tuch, welches mein Haar bedeckt, falle ich nicht weiter auf. (Wenn die Einheimischen dann aber meine weisse Haut sehen, denken sie womöglich, ich hätte mich verlaufen.) Im Herzen von Vikokotoni steht das Haus der Khamis, mein Zuhause für einen Monat. Der Eingang ist mit verschiedenen Fliesen geplättelt und ein Wellblech beschattet steinerne Sitzbänke. Baba Khamis ist bei der Gemeinde als Sekretär angestellt und putzt zusammen mit seinem Team jeden Morgen um 6 das ganze Viertel Vikokotoni. Er geniesst hohes Ansehen und als ich ankam, führte er mich erst einmal durchs Viertel und stellte mich jedem vor, sodass,

falls ich verloren gehen sollte, alle wissen, wo ich hingehöre. Sharifa, Mama Khamis, hat Wurzeln im Oman und 7 Kinder aus einer früheren Ehe. Sie ist eine bewundernswerte Frau und mit meinem Swahili kann ich mich gebrochen mit ihr unterhalten. Das Haus der Khamis hat viele Zimmer für viele Verwandte und Freunde. Eines davon vermieten sie an Freiwillige wie mich. Die Türen stehen allen offen: Tagsüber kommen Frauen zum Beten, da die meisten Moscheen nur eine Tür haben und Frauen nicht durch dieselbe wie Männer gehen dürfen. Alleinerziehende Mütter bringen morgens ihre Kinder hierher und holen sie abends nach der Arbeit wieder ab. Für alle, die früh mit der Arbeit beginnen, wird in der Küche Porridge mit Gewürzen und Früchten gekocht. In der Pause kommen die Arbeiter aus der Umgebung vorbei und holen sich einen Becher davon.

Ich bekomme zum Frühstück immer ein Omelette aus Zwiebeln und Ei, dazu Tee und Brot. Danach mache ich mich auf den Weg zu Mama Amina, meiner Swahili-Lehrerin. Mama Aminas Haus steht mitten in Vuga, einem anderen Stadtteil. Also gehe ich einmal quer durch die Altstadt, vorbei an den arabischen und

persischen Gebäuden. Inder, Araber, Perser und Europäer haben überall ihre Spuren hinterlassen. Der Sultan von Oman verschob 1840 seinen Regierungssitz nach Sansibar und mit Gewürzen und Sklaven wurde die Insel zu einem wichtigen Handelszentrum.

Mama Amina sitzt vor einem weissen Häuschen und begrüsst mich mit ein paar Fragen in Swahili. Ihre Unterrichtsstunden sind voller Anekdoten über das Leben und die Kultur auf Sansibar. Danach gehe ich zurück zum Markt und die Strasse hoch bis zum Daladala Parkplatz. Ich muss nach Bububu (etwa 12km von Stonetown) zu Madawas Klinik. Zusammengepfert mit den anderen Fahrgästen in einem Minibus läuft mir der Schweiß hinunter. Nach 20 Minuten Fahrt für 15 Rappen stehe ich an der staubigen Strasse zu Madawas Herbal Clinic.

«DIE HAUPTURSACHE DER MEISTEN KRANKHEITEN IST FALSCHER ERNÄHRUNG.»

Neben dem grossen Haus steht ein Avocado-Baum und die Strasse ist gesäumt von Zitronengras, Minze und Basilikum. Ich ziehe meine Schuhe aus und setze mich ins grosse Wartezimmer auf den Boden zu den Angestellten Madawas. Sie sprechen nur Swahili. Also kratze ich mein Erlerntes zusammen und wir führen eine kleine Unterhaltung. Mr. Madawa kommt grinsend herbeigelaufen, schüttelt meine Hand und bittet mich in sein Zimmer. Es duftet nach Kräutern und Ölen. Hinter einem überfüllten Schreibtisch



Sansibar, Kiwengwa Beach



Medizinmann Madawa, Franca Keller-Hoehl (Ex G4), ihre Swahili-Lehrerin Mama Amina, Fotos von Franca Keller-Hoehl



stapeln sich in zwei Regalen Naturheilmittel gegen Asthma, Verdauungsprobleme oder Hautausschlag und vieles mehr. Madawa ist 67 Jahre alt, sieht aber viel jünger aus. Bereits seit fünf Generationen wird die Kunst der Kräutermedizin von Vater zu Sohn weitergegeben. Mr. Madawa ist der einzige staatlich anerkannte Kräutermediziner, weshalb er auch seine eigene Klinik führen darf. Von weit her – auch aus Europa – reisen die Menschen, um sich von ihm helfen zu lassen.

Jede Pflanze hat einen Nutzen für Mensch oder Tier. Das Wissen um die Pflanzen und ihre Wirkung ist aber kaum noch bekannt. Die Hauptursache der meisten Krankheiten, sagt Madawa, sei falsche Ernährung. Gerade auf Sansibar (wie auch im Grossteil Afrikas) ernähren sich die Leute hauptsächlich von Stärke und Zucker. Zum Frühstück süsser Schwarztee mit Brot oder öligem Gebäck, zum Mittagessen viel Reis und Maisbrei. Total im Trend sind Softdrinks und Süssigkeiten, die weniger kosten als Früchte oder Gemüse. Gerade bei den ärmeren Familien ist die unangewogene Ernährung ein grosses Problem

für die Gesundheit. Hier versucht Madawa zu helfen. Dazu verschreibt er verschiedene Kräuter, die die Verdauung anregen und hilft den Patienten, ihre Ernährung zu verändern. Obwohl die Kräutermedizin komplett natürlich ist, gehen die Menschen oft lieber in die Apotheke. Das Problem der Kräutermedizin liegt wohl darin, dass die Therapie lange dauert. Um chronische Kopfschmerzen zu heilen, muss man über mehrere Monate dreimal täglich einen Kräutertee trinken. Dafür sind sie dann aber auch wirklich besiegt. Mit einem Schmerzmittel aus der Apotheke sind die Schmerzen bereits nach 30 Minuten weg. Aber kommen vielleicht immer wieder. In Madawas Lehre geht es also nicht bloss um den richtigen Mix von verschiedenen Kräutern, sondern um einen ganzheitlichen, natürlichen Lebensstil.

In den vielen Stunden in Madawas Büro erklärt er mir die verschiedenen Wirkungen von Kräutern, wie man sie mischt und anwendet. Zwischendurch kommen Patienten vorbei und Madawa übersetzt ihre Beschwerden auf Englisch. Von Arztgeheimnis keine Spur. Bereitwillig zeigt er mir verschiedene Patientenakten und erklärt mir die Beschwerden und welche Medizin er hier und dort verschreibt. Das Mittagessen nehmen wir auf der ausgerollten Matte in der Küche ein. Reis ist an der Tagesordnung. Dazu gibt es eine Art Suppe mit Gemüse und Fleisch oder Früchte. Alle essen freudig mit den Fingern und gerülpst wird ohne Hemmung. Nach dem Essen legen wir uns im Wartezimmer auf den Teppich und halten ein Nickerchen. Madawa ist nicht nur ein Kräuterheiler. Gleichzeitig ist er Ernährungs- und Beziehungsberater. Mit mir spricht er auch oft über die korrupten Politiker in Sansibar oder die

Schwierigkeiten bei der Führung einer Klinik. Nach einem weiteren lehrreichen Tag mache ich mich auf den Heimweg. Ich stelle mich an der Strasse unter einen grossen Baum und warte, bis ein Daladala kommt. Es ist dunkel und ich gehe durch die kleinen Gassen nach Hause. Beim Markt sitzen immer noch Verkäufer und an den Ecken stehen Männer und einige Frauen und unterhalten sich. Mit meinem langen Rock und einem Tuch um den Kopf fühle ich mich total sicher. Ich zeige Respekt vor der islamischen Kultur und so werde ich auch respektiert.

Am nächsten Tag möchte mich Mama Khamis auf eine Hochzeit ihrer fernen Verwandten mitnehmen. Kinana, die Enkelin von Mama Khamis, leiht mir ein blaues Kleid mit Schmetterlingen. Dazu trage ich ein passendes blaues Kopftuch. Mir wird erklärt, dass Hochzeiten hier in drei Schritten gefeiert werden. An diesem Tag treffen sich alle Frauen der zwei Familien. Der nicht sehr grosse Raum ist mit

kitschigen lila Schleifen geschmückt und es duftet nach Weihrauch. Wir setzen uns zu den anderen Frauen auf den Boden. Obwohl die Hochzeit schon lange hätte beginnen sollen (African time), warten wir noch eine geschlagene Stunde, bis die Braut kommt. Ihr riesiges lilafarbenes Kleid passt zu ihrem überschminkten Gesicht. Die einzigen Männer

«ALLES NEUE, ANDERE, FREMDE: ES ZIEHT MICH MAGISCH AN.»

im Raum sind weiss gekleidete Musikanten, die sich mit ihren Trommeln und Tamburinen in eine Ecke setzen. Die Braut setzt sich vor eine lila Wand. Die Musikanten beginnen, in einem arabischen Takt zu spielen und die Frauen erheben sich eine nach der anderen, um zu tanzen.

Während dem freudigen Getanze und Geschreie sitzt die Braut ungerührt am anderen Ende des Raums. Sie sieht traurig aus. Nach zwei weiteren Liedern werden ihr Geschenke überreicht: Teller, Tassen, Sitzmatten und Körbe. Danach wird wieder getanzt und zu meinem Unglück muss ich dieses Mal auch aufstehen. Alle Augen ruhen auf mir. Ich bewege ich mich vorsichtig im Rhythmus der Frauen. An ihren strahlenden Gesichtern erkenne ich, dass ich wohl alles richtig mache. Wir erhalten zum Abschied kleine Tüten mit Essen und machen uns auf den Heimweg.

Auf den Steinbänken vor Khamis Haus treffen sich abends die Frauen aus dem Quartier. Wie üblich esse ich mit Baba Khamis zu Abend und wir sprechen entspannt über die Erlebnisse des Tages. (Er bereitet neben unseren Tellern auch immer noch einen für die Katzen zu, von denen im Haus mindestens sechs leben.) Dann liege ich bald satt in meinem viel zu grossen Bett. Mein Magen ist voll mit köstlichem Essen. Aber mein Kopf, mein Herz und meine Seele erst! So viele herrliche Eindrücke aus Welten, die man sonst nur im Bilderbuch sieht! Wo immer ich hinkomme, werde ich freundlich empfangen. Alles Neue, Andere, Fremde: Es zieht mich magisch an. Und ich wünschte mir, alle Menschen wären reich. Nicht reich an Geld – oder vielleicht doch, wenn das denn der einzige Weg ist, die Welt zu bereisen und ihre Schönheit zu sehen...

## Learning English on a Midland Gliding Course

*I liked being shut out from the world for a while.*



Foto von Elsa Salmonson (G3b)

### VON ELSA SALMONSON (G3B)

My first language stay was in Honolulu, where I went to a language school with EF. The trip was nice, but I didn't learn as much English as I would have liked to. I decided to go somewhere only native speakers are, allowing me to benefit as much as possible from them, as they expect you to speak English well and won't slow down or simplify their own language. As a teenager, my father went to the Midland Gliding Club in England. He had a fabulous experience and asked if I was interested. They offer one-week courses allowing you to progress to a gliding certificate. That's why I chose this gliding course in the middle of England.

Arriving at the Midland Railway Station from Manchester Airport, I was picked up by a member of the gliding club. As we drove up the hill, I saw the breathtaking scenery, hills covered in violet heather with sheep and wild horses walking around. In the clubhouse there were 8 rooms you could rent. The bathrooms and showers were public, as there were a lot of people staying in caravans behind the house. The kitchen was ruled by Helen, the

wife of one of our instructors. She cooked everything from breakfast to dinner. The food was delicious with a variety of menus to choose from. Dinner was the only meal when everyone sat down together. Sometimes even passing bikers and hikers joined in. Club Members were from all over the country and among them there were doctors, lawyers, commercial pilots, air force pilots and students. One man had a nephew who had sailed around the world. I also met the best glider pilot in Britain.

Club members are generally older. When I first arrived on a Saturday, the average age was about 50, but when the course started, young people around my age arrived. Many people came and went as the week passed. Some came for a trial lesson just for the day, while members from other clubs in Britain and other countries stayed for days, some for weeks. Something I really liked was always having new people around me with interesting stories to tell. The funniest members were the older ones running around and pranking everyone and making sarcastic jokes about each other in a British way, bonding the group. The people in the club were all very nice and open. The only sad thing was that many of them had spent so much time at the club gliding and helping out that it had harmed their family relationships. This made the bond between them even stronger and they all laughed about it.

In my small course of four people, the two boys about the same age, one girl and me, became really good friends. One of the two boys was from Dubai and the other one from Brighton. Both of them wanted to become pilots. The girl had a fear of heights and tried to get rid of it by flying a glider. Her courage was very impressive. All of them had already had several flying experiences in gliders or other aircrafts. This was not a problem for me though; I got to do less theory, which I liked, and more of the practical lessons. Our instructors were always changing. Some of them were, of course, better than others, but in the end everyone was good in some way and I learned different things from all of them. Some did more flying practice and technical parts, others focused more on aerobatics, which is my personal favourite.

At this gliding club the time spent in the air is much longer compared to other clubs. Even though you have to stay outdoors on the field and help out the whole day, you get three hours in the air as a starter with your instructor. If you had owned your own glider, you could of course have stayed up as long as you wanted and the wind allowed you to. This club is famous for still doing the so called "bungee launches", a method of taking the glider in the air in strong wind conditions by people running down the hill in a V-shape with the rope attached to the aircraft in the middle. Thanks to the ridge and

its strong upwind the airplane can lift. Sadly, I never had a chance to try it out. Instead we used a wire connected to two engines, one to pull the glider up with (winch) and one to drag back the cable again (retrieve winch).

The language stay was really nice and I think I improved my English very much, even though I only stayed for a week. But it slowly wears you out, standing on the field all day, the flying is exhausting, as well as learning new things all the time. So after one week I was tired and relieved to come back. I liked being shut out from the world for a while. I could fully focus on being there. As far as the flying is concerned, I made great progress, too. When I arrived, I knew nothing about flying, but now I do the take-offs and the landings all by myself and can even control the plane if something goes wrong. The only major downside I can see was the weather. I was really lucky and could fly every day, but not all weeks are like that.

•

## Arbeitswoche in Hemishofen

*Fleisch von gestressten Kühen schmeckt anders.*

### VON SIMONA RAMSBERGER (G2A)

In der Woche vor den Herbstferien bestritt die Akzentklasse Ethik-Ökologie G2a eine Arbeitswoche zum Thema Ökonomie und Ökologie. In diesem Fall ging es um Esskultur. Wie ernähren wir uns und was bedeutet das fürs Portemonnaie, die Gesundheit und die Umwelt?

Vom ländlichen Duft nach Gesundheit und Kuhmist begrüsst, erreichten wir das Haus unserer Geographielehrerin Katrin Trüb in Hemishofen, die dieses Klassenlager im Alleingang leitete. Am ersten Tag mussten wir mit dem Bus nach Deutschland fahren, um dort für die ganze Woche einzukaufen; Zutaten für das jeweilige Gericht, welches wir gruppenweise im Verlauf der Woche selbst kochen sollten. Die Zutaten sollten je einmal bio, frisch und teuer sein und einmal aus möglichst preisgünstigen Fertigprodukten bestehen.

Wie wir bald merken sollten, gibt es riesengrosse Unterschiede zwischen den verschiedenen Preisklassen der Produkte. Als wir zum Beispiel Hackfleisch aufgetischt bekamen, hatte das billige Fleisch von LIDL einen komischen Nachgeschmack, was Frau Trüb als Stresshormon erklärte, das die Tiere im Schlachthof produzieren und was uns natürlich sofort den Appetit verdarb. Das Hackfleisch aus dem Fertigprodukt wollten

die meisten schon gar nicht mehr essen, da es schleimig in seiner Verpackung lag und elend vor sich hin vegetierte. Alle waren sich einig, dass das mit Abstand teuerste Fleisch vom Metzger auch das beste war. Doch teuer ist nicht immer besser, sondern meistens macht Selbstgemachtes aus selbstangebauten Produkten das Rennen, wie zum Beispiel unser Apfelmus mit den frischen Äpfeln direkt aus Frau Trübs Garten. Nicht nur war dieses gratis, verursachte weder Abfall noch Abgase, es schmeckte auch viel besser als das Apfelmus aus der Dose.

Interessant waren auch die Betriebsbesichtigungen. Zuerst besuchten wir einen deutschen Bauernhof, der sich auf Milchwirtschaft spezialisiert und damit finanzielle Probleme hatte, da es der Milchwirtschaft in Deutschland sehr schlecht geht. Der Hof war zwar in Sachen Tierhaltung grenzwertig, das wurde uns schon klar, als wir die Hühnerställe sahen, die als zusätzliche Einkommensquelle zur Milchproduktion gedacht waren. Doch jegliches Misstrauen schwand, als sich der Hofhund von uns streicheln liess und dann wieder davon dackelte. Als dann die Bäuerin Kaffee und Kuchen offerierte, kümmerte niemanden mehr, woher die Eier aus dem Kuchen stammen oder was mit den männlichen Kälbern der Milchkuhe passiert war, deren Milch wir in unseren Kaffee gossen. (So ticken leider die meisten Leute, insbesondere Jugendliche...)



Zum Vergleich besuchten wir auch einen Bauern in der Schweiz, und zwar einen Bauernhof, der als konventioneller Betrieb gestartet ist, sich dann aber rasch zum innovativeren Hof gemauert hat. Wir konnten dort unseren eigenen Käse herstellen aus der betriebseigenen Milch von (gehörnten) Kühen, die speziell darauf hin gezüchtet werden, dass man ihr Fleisch auch nach dem Kälberstadium noch verwerten kann. Danach bekamen wir eine informative Führung, so ausführlich, dass das Mittagessen um drei Stunden verschoben werden musste. Doch wenigstens wissen wir jetzt, dass man Bio-Produkte auch online bestellen und dass man auf Kühen reiten kann. Und als wir dann am Freitag das letzte Mal in den (wie immer verspäteten) Bus Richtung Bahnhof einstiegen, waren wir etwas traurig, Hemishofen hinter uns zu lassen. Die Woche mit und bei Frau Trüb war ein eindrückliches Erlebnis. Merci!

•

## Nichts. Was im Leben wichtig ist – Janne Teller

### VON WIEBKE BRETERNITZ, (G4A)

«Nichts bedeutet irgendetwas, das weiss ich seit Langem. Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun.» Mit diesen Worten verlässt Anton das Klassenzimmer und sitzt seit diesem Tag im Pflaumenbaum und ruft seinen Mitschülern pessimistische Weisheiten über die Sinnlosigkeit hinterher. Verärgert und doch sehr nachdenklich treffen sich diese und beschliessen einen «Berg der Bedeutung» in einem alten Sägewerk zu errichten. Sind es anfänglich noch viele bunt zusammengewürfelte Gegenstände, die die Schüler mitbringen, nimmt ihr Verhalten mit der Zeit immer bizarrere Züge an. Jeder muss etwas von sehr hohem persönlichen Wert opfern und bestimmt gleichzeitig auch, wer was als Nächstes opfern muss. Der Schmerz des Verlustes führt dazu, dass jeder weitere Mitschüler bei seinem Opfer möglichst noch mehr leiden soll, was sich immer weiter hinaufschauelt. Vom brandneuen Rennrad, über den Verlust der Unschuld geht es bis zum Abhacken des Gitarrenfingers. Je grösser der Schmerz des Verlustes, desto bedeutender das Opfer – doch finden die Kinder so auch den Sinn des Lebens?

Das wohl umstrittenste, mehrfach prämierte Jugendbuch der vergangenen Jahre ist wohl als «Lord of the Flies» (William Golding) des 21. Jahrhunderts zu bezeichnen. Janne Teller hat mit ihrem literarischen Meisterwerk den philosophischen Gedanken nach der Suche nach dem Sinn des Lebens und der eigenen Identitätssuche auf eine recht provokative Art und Weise aufgegriffen. Der kurze Roman ist wärmstens zu empfehlen, regt sehr zu Diskussionen an und gibt Anlass, den eigenen Lebenssinn zu suchen oder zumindest die Dinge kritisch zu hinterfragen.

•



Nichts. Was im Leben wichtig ist.

# Wir wollen unterrichten

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON DANIEL ZAHNO

Am 22. August 2016 trat ich mein Amt als Rektor der Kanti Hottingen an. Mit mir sind Stephan Amstutz als neuer Prorektor, 259 neue Schülerinnen und Schüler, zwölf neue Lehrpersonen und zwei neue Angestellte im Hausdienst ins Schuljahr 2016/17 gestartet. Die ersten 100 Tage als Rektor der Kantonsschule Hottingen waren ein eigentliches Weiterbildungsquartal. Mit seiner langjährigen Erfahrung unterstützte Prorektor Hans Suter mich und Stephan Amstutz in unseren neuen Funktionen tatkräftig. Aus vielen persönlichen Kontakten mit Lehrpersonen, weiteren Angestellten wie auch SuS konnte ich viel Goodwill gegenüber der Schule und der Schulleitung erfahren. Ich darf auf ein sehr engagiertes und motiviertes Team zählen und freue mich, mit diesem Team die Kanti Hottingen zu leiten.

Ein Thema beschäftigt die Lehrpersonen an der Kanti Hottingen derzeit besonders: Wir wollen unterrichten. In den aktuellen bildungspolitischen Diskussionen droht unser Kerngeschäft, das Unterrichten, nämlich zunehmend in den Hintergrund zu geraten. In den letzten Jahren haben Unterrichtsausfälle infolge von Studientagen, MINT-Wochen, Akzenttagen, SOL-Einheiten, IPT-Wochen, Weiterbildungen, vorzeitigem Unterrichtschluss der Abschlussklassen, Sportanlässen, Sprachaufenthalten, Sprachportfolios,

Präventionsveranstaltungen, Abacus-Tagen usw. stetig zugenommen. Dies führte dazu, dass ordentliche Lektionen durch spezielle Unterrichtsformen ersetzt wurden oder ausfielen. Ein neues Programm zur Studien- und Berufswahl ist bereits angekündigt. Am letzten Konvent haben wir daher beschlossen, die Sachlage genauer zu untersuchen. Diese Analyse gibt uns Gelegenheit, unseren Unterricht und die Unterrichtsformen zu reflektieren. In Zeiten von «LÜ16» (Leistungsüberprüfung 2016), Kompetenzorientierung und veränderten Rahmenbedingungen ist auch eine Diskussion über den eigentlichen Unterricht notwendig. Neben den ordentlichen Lektionen haben spezielle Unterrichtsformen durchaus ihren Platz in der Mittelschule, doch wie so oft, ist es auch hier eine Frage des Masses. Ein qualitativ hochstehender Fachunterricht ist das Wichtigste für unsere SuS. Mit dem Projekt «Wir wollen unterrichten» wurde im Kollegium eine spannende Diskussion ausgelöst. Dass dieses Projekt aus dem Kollegium initiiert worden ist, ist ein weiteres Zeichen, dass unsere Lehrpersonen auch in schwierigeren Zeiten sehr engagiert sind und sich für eine gute Schul- und Qualitätsentwicklung einsetzen. Wir wollen, dass Lernen und Unterrichten auch in Zukunft Freude machen.



Daniel Zahno, Rektor

## AGENDA

### Dezember 2016

- 22. Weihnachtskonzert, 18.30-22.00 Uhr
- 26. Weihnachtsferien

### Januar 2017

- 9. Schulbeginn
- 31. Präsentationen IDPA, 14.45-19.00 Uhr, öffentlich
- 31. Ende Probezeit

### Februar 2017

- 6./7. Präsentationen Maturitätsarbeiten, 14.45-19.00 Uhr, öffentlich
- 6.-10. Sprachaufenthalt Französisch H2/I2
- 13. Sportferien
- 27. Schulbeginn

### März 2017

- 2.-6. Orchesterlager (ab 13.00 Uhr)

- 6./7. Aufnahmeprüfung schriftlich, ganzer Tag unterrichtsfrei (SOL), 2. Klassen: Basketball
- 9. Besuchstag
- 14. Forum KSH «Nachbarn»: Österreich, Aula, 10.45-12.15 Uhr
- 22. Aufnahmeprüfung mündlich, ganzer Tag unterrichtsfrei (SOL), 1. Klassen Volleyball
- 25./26. Theater Probewochenende

### April 2017

- 10.-13. Arbeitswoche
- 14. Karfreitag
- 24. Sechseläuten, ganzer Tag unterrichtsfrei (SOL)

### Mai 2017

- 17. Forum KSH «Nachbarn»: Neue Wohnformen, Aula, 10.45-12.15 Uhr
- 19./20. Theateraufführung, Aula, 20.00 Uhr
- 21. Theateraufführung, Aula, 17.00 Uhr
- 30. Jahreskonzert, Aula, 19.30 Uhr

## PRÄSENTATIONEN

31. Januar 2017  
14.45-19.00 Uhr

Präsentation IDPA der 3. H-Klassen

6./7. Februar 2017  
14.45-19.00 Uhr

Präsentation der Maturitätsarbeiten der 4. G-Klassen

Die Präsentationen sind öffentlich. Eltern und Freunde der Schule sind dazu herzlich eingeladen. Der Detailplan kann auf dem Intranet eingesehen werden.

## IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 1/2017:  
3. März 2017

Redaktion:  
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),  
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:  
Wiebke Breternitz, Kaspar Gysel, Simon Haas, Franca Keller-Hoehl, Barbara Ingold, Christoph Meier, Denis Müller, Sandra Nussbaumer, Elsa Salmonson, Verena Stauffacher, Daniel Zahno

Fotografien:  
Simon Haas, Franca Keller-Hoehl, Yanicka Moeck, Verena Stauffacher, Elsa Salomonson, gyselroth

Gestaltung:  
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media,  
Simon Haas (BG-Seite)

Druck:  
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

# Die Klassen- zusammenkunft

*Life is what happens while  
you're making other plans.*  
(John Lennon)

VON BARBARA INGOLD

«Aus Ihnen wird bestenfalls einmal ein Zigarettverkäufer!», prophezeite ein aufgebrachter Mathematiklehrer einst unserem Mitschüler Roger. Ob er ihm damit eine Zukunft als Kioskverkäufer oder als CEO bei Philip Morris verhiess, blieb sein Geheimnis (wobei uns Ersteres angesichts Rogers Renitenz gegenüber Mathematik wahrscheinlicher schien).

Wie gross aber ist denn die Wahrscheinlichkeit, dass aus dem strähnigen Hänger dereinst ein Penner, aus dem pickligen Nerd ein Versicherungsmathematiker, aus der Klassenbesten eine Politikerin, aus der Lese-ratte eine Literaturkritikerin oder aus dem Linksautonomen ein Geschichtslehrer oder Journalist wird? Wohl kleiner, als man denkt! Natürlich zeichnen sich bei vielen Jugendlichen gewisse Begabungen und Interessen ab, doch in die Persönlichkeitsentwicklung und den Werdegang fliessen so viele Faktoren mit ein, dass Prognosen aufgrund einer Momentaufnahme in der pubertären Umbruchphase müssig sind. Die Laufbahn der meisten ist oft verschlungen und endet nicht selten woanders, als einst angedacht. Was letztlich ausschlaggebend für eine Karriere war, lässt sich aus der Retrospektive nicht einmal immer genau rekonstruieren und hat oft mehr mit der Charakterstruktur zu tun als mit angeborenen Talenten, frühen Neigungen oder dem gewählten akademischen Profil. Faszinierend bleibt es alleweil, nicht zuletzt für uns Lehrkräfte, die Laufbahnen unserer Schülerinnen und Schüler zu verfolgen.

Und so folgte ich diesen Sommer gespannt der Einladung einer meiner ehemaligen Akzentklassen Ethik-Ökologie zur Klassenzusammenkunft. In lauschiger Umgebung am oberen Ufer des Zürichsees versammelten sie sich fast vollzählig. Wer sich ferienhalber entschuldigte, weilte nicht etwa im Tessin, an der Côte d'Azur oder in London, sondern war in Japan oder Island unterwegs. (Während wir Lehrer als Studenten noch per Interrail Europa bereisten, jetten die Jungen heute ganz selbstverständlich in der Weltgeschichte herum!)

Man erkannte sie (fast) alle noch auf Anhieb (die Namen hatte man im Vorfeld natürlich kurz repetiert) nicht nur an ihrem Äusseren, sondern auch am typischen Gebaren. Da war zum Beispiel der eloquente Jus-Student, der sich nun anscheinend auch den tertiären Bildungsweg mittels Rekursen ebnet und bezeichnenderweise Anwalt werden will. Viel Übung als Anwalt in eigener Sache hat er schon während der Mittelschulzeit gesammelt und verfügt offensichtlich über die nötige Hartnäckigkeit und Unbeirrbarkeit, sein Ziel zu erreichen. Einem anderen wiederum hatte es zum Masch.-Ing. ETH nicht ganz gereicht. Auf der Alternativroute über die ZHAW findet er sich nun aber im Rahmen eines Praktikums bei der NASA (ja, die mit dem Mars Rover) in Kalifornien wieder! Da er für diesen Abend natürlich nicht extra nach Zürich reisen konnte, seinen Praktikums-Volltreffer aber niemandem vorenthalten wollte, schickte er uns doch tatsächlich einen Dokumentarfilm über sein derzeitiges Tun; ein 15-minütiges Selfie sozusagen! Das kann nur er, ganz der alte Selbstdarsteller mit dem Ego eines Titanen, abgefedert durch die nötige Portion Selbstironie, die das Ganze erträglich, ja regelrecht sympathisch macht.

Was erstaunte, war die Zielstrebigkeit der meisten. Nix mit Rumtrudeln in der grossen, weiten Welt. Reisen werden mit Nützlichem verbunden wie Sprachaufenthalten, Austauschsemestern oder eben Betriebspraktika. Erstaunlich auch, wie viele SuS einer studienbegleitenden und -finanzierenden Erwerbstätigkeit nachgehen. Die Kombination von Studium und fachbezogener Teilzeitstelle scheint äusserst beliebt zu sein.

Aber auch das Gegenteil kommt vor: Der Wirtschaftsstudent zum Beispiel, der zum Ausgleich im Heim für Schwerbehinderte arbeitet, um den Kopf von all den Zahlen freizubekommen. Das einstige Mathegenie kann sich auch noch nicht recht entscheiden, ob er lieber Behindertenbetreuer oder Kundenbetreuer in einer Privatbank werden soll. Beides sei interessant und im Grunde gar nicht so verschieden, sei man doch hier wie dort eine Art Sozialarbeiter, der den Kunden und seine individuellen Bedürfnisse müsse erfassen können.

Der strengreligiöse Schüler, der stets standhaft gegen die Evolutionstheorie argumentierte, war diensthalber abwesend. Durchdiner, inzwischen ein hohes Tier in der Armee, nicht etwa der Heilsarmee, sondern in der besten der Welt! Man staunte. Auch andere überraschten: Der ehemalige Balletttänzer spielt nun Rugby, der Kettenraucher ist zum sportlichen Veganer mutiert, der Hagere ist fast stämmig geworden, der Dicke etwas schlanker – und doch sind sie alle irgendwie unverkennbar geblieben. Unverändert auch der phänomenale Klassenzusammenhalt, der irgendwie typisch für ehemalige Akzentklassen Ethik/Ökologie scheint. Der Umgang ist herzlich, die Verbundenheit spürbar.

Jus und Wirtschaft sind nach wie vor die Spitzenreiter in Sachen Studienwahl; St. Gallen, gefolgt von Zürich. «Jus und Wirtschaft – das ist halt so was wie das KV für orientierungslose Maturanden», kommentierte ein Betroffener lakonisch. Aber auch kleinere Institute wie die Uni Basel, Luzern oder die ZHAW in Winterthur erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Weil weniger anonym, lautet in der Regel die (offizielle) Begründung. Während früher ein Lizentiat ein absolutes Muss war, studieren heute auch viele nur noch bis zum Bachelor zugunsten eines früheren Berufseinstiegs. Auch scheinen unsere Ehemaligen das Vorurteil zu widerlegen, sie seien unflexibel. Zumindest was das Pendeln angeht, legen sie locker mehrere Stunden täglich mit der Bahn zurück, um an der Uni ihrer Wahl zu studieren, ohne das Elternhaus verlassen zu müssen. Sicher hat dies mit den horrenden Mieten zu tun, aber nicht nur. Während wir damals nicht früh genug



ausziehen konnten, fühlen sich die Jungen bei ihren Eltern heute scheinbar wohler, von Generationenkonflikt keine Spur. (Einer lebt sogar mit seiner 95-jährigen Grossmutter – und findet das grossartig).

Eine gendertypische Verteilung der Studienrichtungen hingegen war nicht auszumachen. Eine Psychologiestudentin kann die Klasse zwar vorweisen, aber mit eher untypischer Vertiefungsrichtung klinische Psychologie und Neurowissenschaften. Gendertypisch hingegen empfand ich den Umstand, dass sich – wie schon in den Klassenlagern – vorwiegend die Frauen um die Küche kümmerten. Sie sorgten für Nachschub an Knabberereien, tischten auf, räumten ab, besorgten den Abwasch und kochten Kaffee, während sich die Jungs genüsslich auf der Terrasse breit machten und rauchten...

Amüsant wie einst war die Begegnung mit dem ehemaligen Klassenclown, bei dem man damals nie recht wusste, ob sein trockener Humor so ganz freiwillig war. Nein, sein Deutsch sei keinen Deut besser geworden, der Akkusativ ihm nach wie vor ein Mysterium. Aber zum Glück müsse ein Wirtschaftsstudent ja kaum je etwas zu Papier bringen, und solange die Zahlen stimmen, würden in Kasusfragen beide Augen zugeedrückt. An der Uni wenigstens. Im Betriebspraktikum sei das dann aber schon ein echtes Handicap gewesen – und dürfte wohl eins bleiben, wenn einst die Stellensuche losgeht. Doch ich bin zuversichtlich. Denn auch aus dem vermeintlich grössten Hänger kann noch was werden. Roger ist heute Partner einer namhaften Anwaltskanzlei als Experte für geistiges Eigentum. Er raucht noch immer.